

Wolffs Broschur



Honoré de Balzac

Traumreisen

China und die Chinesen
Reise von Paris nach Java

Herausgegeben, aus dem Französischen
und mit einem Nachwort versehen
von *Ulrich Esser-Simon*

Friedenauer Presse

Inhalt

China und die Chinesen 7

Anmerkungen 73

Reise von Paris nach Java 91

Anmerkungen 145

Nachwort 155

Lebensdaten Balzacs 166

Literaturverzeichnis 171

Editorische Notiz 173



China und die Chinesen

La Législature betrachtet es als wahren Glücksfall, von Herrn de Balzac drei¹ reizvolle Artikel über China erhalten zu haben. Wir möchten sie unseren Lesern unverzüglich präsentieren und heute den ersten dieser Artikel veröffentlichen. Die beiden anderen werden umgehend folgen.

I.

Wenn dieses Buch hier nicht aktuell ist, welches dann? Wären wir nicht das, was wir nun mal sind, nämlich das am wenigsten reisefreudige Volk der Welt, das gleichsam einzige weit und breit, dann würde wahrlich kein Exemplar mehr dort liegen bleiben, wo man für dessen Verkauf verantwortlich ist. Hätte der Autor das Buch in Englisch geschrieben und in London² erscheinen lassen, anstatt es in Paris zu publizieren, wäre es an einem einzigen Vormittag aus den Geschäften verschwunden, in denen man es zum Verkauf angeboten hätte. Ein Franzose in China! Ein Künstler! Ein Beobachter! ... Wer ist es? Ach so, er! ... Ein Junge, der sich aus der abgeschiedensten und rückständigsten Gegend Frankreichs aufgemacht hat, ein in Issoudun mitten im Berry³ geborener Landschaftsmaler. Manchmal nimmt das Schicksal einen absonderlichen Verlauf, so ungezogen wie es ist. Viele meiner Leser werden laut rufen: »Dieser Autor ist nicht in China gewesen!« Nun ja, zugegeben, im Berry zweifelt man noch daran und

viele alte Frauen werden dort sterben, ohne jemals geglaubt zu haben, dass ein *Berrichon*⁴ China gesehen haben soll.

»Zunächst einmal, warum nach China reisen? Wer hat ihm diese Idee in den Kopf gesetzt?«, fragt man überall im Berry. »Was sollte er dort tun? Und außerdem«, wie einer der fähigsten Köpfe des Landes bemerkt hat, »existiert denn China überhaupt?«

Aha, das ist der springende Punkt bei der Sache, die besonders für mich von ungeheurem Interesse gewesen ist. Meine Kindheit war beseelt von China und den Chinesen dank einer geliebten Person⁵, die für dieses fremde Volk schwärmte. Zudem hatte ich seit meinem fünfzehnten Lebensjahr den Pater Du Halde⁶, den Abt Grozier⁷ – der Vorgänger von Charles Nodier in der *Bibliothèque de l’Arsenal*⁸ – und auch den größten Teil aller mehr oder weniger zusammengelogenen Berichte über China gelesen. Schließlich wusste ich alles, was man theoretisch über China wissen konnte. Aus Widerspruchsgeist entwickelte ich eine dem Menschen als sozialem Wesen innewohnende Lust, die Objekte unschuldiger Leidenschaften eines alten Mannes zu kritisieren. Immer wieder machte ich jene Person wütend, der ich nach den chinesischen Gesetzen einen solch großen Respekt zu zollen hatte, als sei sie fast heilig, quasi göttlich, und der ich folglich mit hellseherischem Scharfsinn beizupflichten hatte, dass China und die Chinesen so sind wie auf den Paravents, den Kaminschirmen, dem kleinen Porzellangeschirr, den großen Vasen und den Gemälden. Meines Erachtens dürfte dieses Volk – seiner Wesensart entsprechend – darauf bedacht sein, nur das abzubilden, was es sieht und wie es

dies sieht, denn das Fehlen einer Perspektive hängt zweifellos mit dem Zustand des Auges zusammen. Die Chinesen sind in ihrer Erfindungsgabe statisch geblieben, sie bewahren alles, was sie seit fünfzig Jahrhunderten erreicht haben. Sie hatten sich »Die Chinesen, wie sie sich selbst sehen« schon tausend Jahre vor Curmers⁹ angeblicher Idee »Der Franzose, wie er sich selbst sieht« einfallen lassen. Sollte man anderer Ansicht sein, dann wäre das genauso, als hielte man die chinesischen Magot-Figuren¹⁰ für Daguerreotypie-Porträts, was jede Diskussion abrupt beenden würde.

Ach! Frankreich die Wahrheit über China zu vermitteln, kommt mir als eines der größten Verbrechen der Fantasielosigkeit vor. Einer der Männer, auf die ich dabei besonders schlecht zu sprechen bin, ist Jacquemont¹¹. Seinerzeit fühlte ich mich elend und mir erschien alles so öde, dass mir jeder Spaß verdorben war; bevor ich Jacquemont las, stürzte ich mich auf Asien, ins Asien der Königin von Golkonda¹², ins Asien des Kalifen von Bagdad, ins Asien von »Tausend-und-einer-Nacht« – das Land der goldenen Träume, das Zentrum aller Geisterwesen und Feenpaläste –, ein Land, wo man laut unseren Ahnen locker gekleidet ging, wo die Hosen aus plissiertem Musselgewebe waren, wo man Ringe an den Füßen trug, wo die Pantoffeln mit nadelgestickten Gedichten verziert waren, man sich Kaschmirstoff um den Kopf wickelte, Gürtel voller Talismane trug, wo der Despotismus seine Märchenspiele wahr werden ließ. Wenn man dem dortigen Herrscher begegnete und seine Aufmerksamkeit mit einem Märchen oder einer Geschichte weckte, dann bekam man

nach einer Viertelstunde all das, was man im Europa der Calvins und Luthers (zwei widerlichen Käuzen!) erst dann haben kann, wenn man sich jahrelang im Schlamm oder Staub einer Wahl gewälzt, sich mit hohlem Geschwafel auf der Rednertribüne oder in äußerst geisttötenden Wortgefechten durchgeschlagen hat, bei denen Richelieus Genius die Flügel abgefallen wären. Können Sie sich einen Richelieu vorstellen, der daherschwätzt, statt zu handeln? ... Jacquemont hat uns Asien getötet. Dieser Vertreter des Realen hat uns durch Dschungel spazieren geführt, durch verdreckteste, kümmerlichste, armseligste Einöden; Hauptthema seiner Berichte war seine Injektionsspritze; er schwadronierte von den Ruhmestaten Englands, diesem infamen Schluckspecht aller Schätze, den Indien in Ewigkeit verfluchen wird.

In den beiden Bänden von Jacquemont war für mich nur eine Sache interessant, doch sie ist der Trümmerrest meines Asiens, das letzte Relikt der Imperien, die dort entstanden, untergingen und wieder aufgebaut wurden wie Kartenhäuser: Es ist die Bégum oder Bégoun¹³, eine alte Deutsche, Elsässerin, Schweizerin oder Französin, die Witwe vieler Nabobs¹⁴, die letzte Märchensultanin mit einem Vermögen von zweihundert Millionen, vor der John Bull¹⁵ platt auf dem Bauch liegt und sich beim Anblick dieser Schatzkammer voller Rupien die Augen zuhält.

Als mir richtig klar wurde, dass Herr A. Borget bis nach China gekommen war, überkam meine Seele ein Gefühl tiefer Traurigkeit. Das wird, sagte ich mir, eine zweite Ausgabe von Jacquemont ... Seid unbesorgt, Ihr Menschen mit Illusionen, Ihr

Träumer, denen die Trübsal noch Kraft genug lässt, um die Elfenbeinpforten dieses göttlichen Seelenschlammers, den man »Fantasie« nennt, aufzustoßen! So tief hinein nach China ist Herr A. Borget nicht gekommen! Uns bleibt noch das fantastische, das absonderliche China! Wegen des Krieges zwischen England und dem Reich der Mitte ist unser Reisender nicht weiter als acht französische Wegstunden ins Landesinnere von China gelangt. Aber er ist ein ehrlicher Junge, er hat sie wirklich geschafft, was bisher nur unseren Missionaren gelungen war, die dort auch heute noch ihre Knochen hinterlassen und Martyrien erleiden, wie man sie in »La Fleur des Saints«¹⁶ oder in den Werken der Bollandisten¹⁷ beschrieben hat. Erst gestern schrieb mir ein Journalist: »Ich komme gerade von der Missionsgesellschaft, wo mir ein Zigarre rauchender, aus Asien zurückgekehrter Pater vom Martyrium eines meiner Schulkameraden erzählte, einem Jungen so sanft wie ein Mädchen, dem man Strafarbeiten gab, der neben mir in der Ecke saß und mit seinem ›*De viris*‹¹⁸ beschäftigt war, mit dem ich gespielt hatte, einem kleinen Blondschof. Ich hatte Schmerzen bis in die Haarspitzen, als ich die Schilderung der von ihm erlittenen Folterqualen hörte – Torturen mit solch einfallsreichen Misshandlungen, wie sie nur dieses Volk erfinden kann, das darin die Irokesen und Cherokee noch weit übertrifft und an denen er am Ende mit einem Lächeln im Gesicht gestorben ist. Damit man ihn nicht für ohnmächtig hielt, rezitierte er mit lauter Stimme und voller Inbrunst die Litaneien von der Heiligen Jungfrau: ›*Rosa Mundi!* Du elfenbeinerner Turm! Du Morgenstern!‹ ... Als ihm die

Haken in Gedärmen und Herz herumstocherten, sagte er noch mit engelsgleichem Klang: »Du Meeresstern! ... *Stella maris!* ... «

Ich ging nach Hause und fand *China und die Chinesen* vor. Zweiunddreißig zweifarbig nach den Zeichnungen eines *Berri-chon* kolorierte Lithografien, die von einem jungen Mann gefertigt worden waren, der einen von Kunst und Künstlern geschätzten Namen trägt: Cicéri¹⁹. Jacquemont war kein bildender Künstler, und dies macht ihn unvollständig: Er hat die Dinge nur unter einem Aspekt gesehen. Hätte er mit dem Zeichenstift umgehen können, hätten wir ein zweifarbiges Asien bekommen! ... Von Lithografie zu Lithografie ging mir immer etwas anderes durch den Kopf. Bei der dritten hörte ich tatsächlich wieder das »*Stella maris*« des Schulfreundes von Édouard Ourliac²⁰; aber bei der siebten konnte ich ihn nicht mehr hören; bei der zwanzigsten war ich auf den Wassern von China; und bei der dreißigsten konnte ich mir sehr gut vorstellen, dass der König der Franzosen die Widmung in diesem Werk annimmt, dass er die chinesische Landschaft kauft, die wir bei der letzten Ausstellung gesehen haben, und dass er in Sèvres²¹ einen runden Tisch in Auftrag gibt, der geschmückt ist mit zwölf Ansichten von China, gemalt auf ihrer Heimat, dem Porzellan!

Unser Reisender aus dem Berry ist der Ansicht, etwas Großartiges geschaffen zu haben! Glauben Sie mir, wenn ich von ihm, seiner Reise und seinem Album erzähle, dann liege ich wohl richtig: Paravents sind Paravents, und der Reisende ist kein Prophet! Ja, es gibt kein anderes China als das China der Magot-Figuren.

Aus der Nähe betrachtet ist China noch unglaublicher, noch fantastischer, als wir es auf unseren Kaminen sehen. Mit seinen an Ort und Stelle geschaffenen Zeichnungen hat uns Herr Borget Kaminschirme, Paravents und ausgefallene Vasen mitgebracht, auf denen die Blumen und Früchte wirklich naturgetreu sind. Jetzt sind wir mitten im Thema. Ja, dieses Volk dreht sich nur um sich selbst, es ändert sich nicht, es ist wirklich das Reich der Mitte. Als er die »Richtige Mitte«²² erfand, kopierte Louis-Philippe die chinesische Denkweise des Pekinger Kabinetts.

Bevor ich jedoch über das großartige Werk berichte, möchte ich zunächst einen schlagenden Beweis meiner Objektivität liefern, indem ich Ihnen versichere, dass ich es gelesen habe – was nicht alle Kritiker schaffen, die ein Buch besprechen –, und etwas darin bemängele – aber nur eine Kleinigkeit; doch spendieren wir Zerberus²³ für zwei Groschen Kekse, bevor wir einen weiteren Reisenden aus dem Berry in die Hölle der Öffentlichkeit stoßen, denn das Berry hat bereits die »Briefe eines Reisenden«²⁴, der bloß bis Venedig gekommen ist. Was ich nicht mag, ist die Widmung in diesem Buch, die dem König der Franzosen gilt. An dieser Stelle lärmende Opposition wie *Le Charivari*²⁵ zu betreiben, ist ein Gedanke, der mir fernliegt! Im Gegenteil, ich sehe in solchen Verständigungen zwischen den Thronen und der Literatur eine irgendwie wundervolle Wechselseitigkeit. Ich trauere jener Zeit nach, als Margarete von Navarra²⁶ ein Thema für eine gute Geschichte erfand und sie Bandello²⁷, dem Rivalen von Boccaccio²⁸, mitteilte, der ihr dann die Erzählung widmete – jener Zeit,